Referat von Kaltërina Latifi

Zum Tag der älteren Menschen - Generationendialog

Wenn wir vom Generationengraben sprechen oder etwas zugespitzter sogar vom Generationenclash, denken wir meist in Extremen: die Jugendliche gegen den Greis, der Heranwachsende gegen die Ruheständlerin. Dass ein Vergleich dieser Extreme vor allem Spannungen und Gegensätze sichtbar macht, ist nicht erstaunlich. Was wir dabei jedoch zu oft ausblenden, sind die generationellen Schattierungen dazwischen – die feinen Übergänge zwischen den Lebensaltern, in denen sich unsere Erfahrungen, Bedürfnisse und Sichtweisen zunehmend vermischen. Ohnehin lässt sich fragen, was wir eigentlich meinen, wenn wir von «Generationen» sprechen. Die Wissenschaft hat darauf keine eindeutige Antwort. Sicher ist nur: Eine

Generation ist mehr als eine Gruppe von Menschen, die zufällig im gleichen Jahrzehnt geboren wurde. Erst gemeinsame Erfahrungen, prägende Ereignisse und die Zeit, in der wir aufwachsen, können uns zu einer Generation verbinden.

Irgendwo zwischen den genannten Extremen befinde ich mich. Nicht mehr jung, noch nicht alt. Während mich zwar so mancher Jugendliche wahrscheinlich bereits für «uralt» hält, bin ich für einen meiner engsten Freunde, der 83 Jahre alt ist, einfach nur «ein Kind». Aus seiner Sicht befinde ich mich im April meines Lebens, während er selbst langsam in die kalten Tiefen des Winters hineingleite. Ich aber habe das Gefühl, ich sei in den letzten Jahren, ohne es zu wissen, über eine unsichtbare Brücke gegangen und nun endgültig auf der anderen Seite angekommen. Auf der Seite, die sich zweite Lebenshälfte nennt.

Wenn ich also von dieser Mittelposition aus auf die jüngeren Menschen blicke, nehme ich dort einen deutlich grösseren Graben wahr als zwischen mir und den älteren Generationen. Vielleicht liegt das auch daran, dass man die eigene rebellische Phase der Jugend allmählich hinter sich gelassen hat. Mit zunehmendem Alter wächst ja die eigene Vergangenheit – und damit auch die Erfahrung, dass Veränderungen nicht immer nur Fortschritt bedeuten. Wir alle, die wir einmal jung waren, wissen: Die Jugendzeit ist geprägt von unbegrenzten Möglichkeiten, die bevorzuge Zeitform ist die Zukunft oder das Futur II: «Ich werde dies tun», «Ich werde jenes getan haben» – in einer erwarteten, ausgedehnten Zukunft, die der älteren Generation nicht mehr in gleicher Weise offensteht. Wenn man jung ist, will man sich die Welt zu eigen machen, einen Generationenwandel herbeiführen und der Welt den eigenen Stempel aufdrücken.

Das ist gut so, solange der rebellische Anspruch, es anders machen zu wollen als «die Erwachsenen» oder die «Alten», nicht in einen Absolutheitsanspruch und eine überhöhte Selbstwahrnehmung umschlägt. Wie die Journalistin Julia Onken in einem SRF-Programm zum Thema «Generationengraben» sagte: «Es ist das recht junger Menschen, Bestehendes kritisch zu hinterfragen und sich zu äussern. Was die Umsetzung betrifft, muss allerdings eine realistische Einschätzung erfolgen, und da kommen die Alten ins Spiel. Ihre Erfahrung zählt schliesslich.» Womit ich ganz einverstanden bin.

Auch ich wollte in den 90er- und frühen 2000er-Jahren die Welt verändern und glaubte so manches Mal, wir Jungen wüssten es so viel besser. Trotzdem habe ich (und viele meiner Altersgenossen) den Austausch mit älteren Menschen gesucht (also unseren Lehrern, Mentoren etc.), weil ich spürte, dass ich dort

etwas finden könnte, das keine Jugend anzubieten fähig gewesen wäre: eine über die Jahre gewachsene Einsicht in Dinge des Lebens, die ich bereits erahnte, für die mir aber noch die Sprache fehlte. Mit anderen Worten: Meine Generation war ebenfalls rebellisch und wollte andere Wege einschlagen – wie die heutige und eigentlich jede junge Generation vorher. Aber wir waren, glaube ich, auch bereit, uns selbst zu hinterfragen und unsere eigenen Überzeugungen, wie «richtig» und «moralisch» zwingend sie uns auch erschienen, zu adjustieren, wenn es dafür einleuchtende Gründe gab.

Sollte es also tatsächlich einen «Clash» zwischen den Generationen geben, dann wird dieser heute nicht erst in den Extremen sichtbar, wie das früher vielleicht noch der Fall war, sondern kann sich bereits im Verhältnis zur «Mitte» bemerkbar machen. Wie kommt

das? Es hat meines Erachtens auch mit der tiefgreifenden Wandlung unserer Gesellschaft der letzten knapp zwanzig Jahre von «analog» zu «digital» und mit dem Aufkommen der sozialen Medien zu tun. Unsere Wahrnehmung der Welt wird zunehmend durch die Filter dieser Medien geprägt. Hinzu kommt damit einhergehend eine Verminderung der Fähigkeit zum kritischen und das heisst insbesondere unabhängigen Denken sowie der Bereitschaft, sich auf das zu stützen, was andere vor uns gedacht, erfahren und aufgebaut haben.

Die junge Generation – damit meine ich die späteren Millennials und die Gen Z, um das hier etwas allgemein einzuordnen, also all jene, die zwischen Mitte der 1990er-Jahre und 2012 geboren wurden – hat sich in ihrem Wunsch, die Welt zum Besseren zu verändern, etwas verstiegen. Weil sie dabei Prämissen aufgestellt hat, die einen gewissen Absolutheitsanspruch in sich tragen: Sie teilt

die Welt nach Kategorien von Diskriminierung und Privilegierung ein, Menschen in Gruppen und Sprache in moralische Etiketten wie «korrekt» und «nicht korrekt». Und mit bestimmten Ausprägungen der Genderideologie betreibt sie eine Form von Denkakrobatik, die auf mich bisweilen befremdlich wirkt. Doch das alles wäre weniger problematisch, wenn mit diesen Vorstellungen nicht zugleich ein moralischer Imperativ einherginge: Alle auf diese «richtige» Seite zu holen – zur Not mit sozialem Druck. Etwas zugespitzt gesagt: Wer nicht mitläuft, macht sich verdächtig.

Was ich damit sagen will: Es könnte durchaus sein, dass sich die in den letzten Jahren medial aufgebauschte Fixierung auf einen Generationenkonflikt teilweise aus bestimmten Strömungen innerhalb der jüngeren Generation heraus entwickelt hat. Aus einer Haltung, die es erlaubt, eine

Opferrolle einzunehmen und die Schuld für das eigene Unbehagen bei anderen zu suchen. Aus dieser Perspektive erscheinen bestehende Ungleichheiten vor allem als Ausdruck struktureller Machtverhältnisse. In diesem Deutungsmuster können dann auch die «Alten» leicht als Teil jener Strukturen erscheinen, die den «Jungen» im Weg stehen.

Gerade die Debatte um die 13. AHV hat gezeigt, wie schnell aus einer politischen Sachfrage eine Generationenfrage werden kann: Die Jüngeren zahlen, die Älteren profitieren – so lautete die zugespitzte Rahmung, die auch in den Medien prominent aufgegriffen wurde. Doch ist es tatsächlich ungerecht, wenn die Jungen die ältere Generation subventionieren? Man kann den Spiess auch umdrehen: Die Elterngeneration hat ein Leben lang – und unter viel schwierigeren Arbeitsbedingungen – gearbeitet und ihren Wohlstand – und den ihrer

Kinder – erarbeitet. Die Frage kann deshalb nicht nur sein, was die Jungen den Alten heute finanzieren, sondern auch: Was haben die Alten in ihrem Leben bereits geleistet und finanziert? Goethes Maxime hat, so gesehen, einiges für sich: «Die Sorge geziemt dem Alter, damit die Jugend eine zeitlang sorglos sein könne.» Man sollte nämlich nicht vergessen, dass auch die heutigen Jungen in einer fernen Zukunft zu den Alten gehören werden. Es wäre interessant, man könnte vorspulen und hören, wie sehr sie dann ihre eigenen Interessen zurückstellen werden für das angebliche Wohl der neuen Generation. Aber auch dieser Gedanke ist trügerisch, denn er setzt voraus, dass Menschen in festen Boxen denken und leben und ihrer «Kategorie» entsprechend sich verhalten. Der Konflikt zwischen den Generationen, so meine ich, ist in Wahrheit ein Konflikt, der durch die Generationen hindurch verläuft – entlang unterschiedlicher Lebensrealitäten, Erfahrungen und Interessen.

Das Alter ist hier nur ein Faktor, unter vielen anderen.

Dass die Jungen gegen die Alten aufbegehren, ist wohl tief in unserer menschlichen Natur angelegt. Jugendliche rebellieren gegen ihre Eltern, und dieser Widerstreit gehört zum Erwachsenwerden. Er beginnt mit dem reinen Gegensatz und dem Willen sich aus purer Lebenslust einmal zu wagen, das Bewährte anders zu denken. Und kann sich mit der Zeit in die Einsicht verwandeln, dass es darum geht, auch das Bewährte anzunehmen und weiterzuentwickeln, neue Ansätze zu prüfen. Was sich im Verhältnis zwischen Eltern und Kindern zeigt, findet sich selbstverständlich auch in der Gesellschaft als Ganzes wieder. Etwas dürfen wir in diesem ewig wiederkehrenden Zyklus nicht aus den Augen verlieren: Dass wir miteinander im Gespräch bleiben und diesen etwas paradoxen Zusammenhang erkennen: Die Alten zähmen

die Wildheit der Jungen – und die Jungen beleben die Bedächtigkeit der Alten. Es ist eine ständige Wechselwirkung, von der letztlich beide Seiten profitieren.

(Kaltërina Latifi, September 2026).